

Zur Rassenfrage in der Schweiz : bei Anlass von Madison Grants "Untergang der grossen Rasse"

Autor(en): **Bircher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **5 (1925-1926)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155781>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Rassenfrage in der Schweiz.

Bei Anlaß von Madison Grants „Untergang der großen Rasse“.*)

Von Eugen Bircher.

Die Rassenbiologie hat seit dem eingehenden Studium der Konstitutionslehre und der damit zusammenhängenden Vererbungsfragen einen ungeahnten Aufschwung genommen. Sie beginnt sich, wie das Buch Madison Grants über den „Untergang der großen Rasse“ beweist, besonders in der neuen Welt auszuwirken. Der praktisch denkende Amerikaner ist uns damit wieder einmal einen Schritt voraus, während wir noch Einrichtungen haben, die eher auf eine Rassenverderbnis hinwirken. Das Buch Grants hat jenseits des Wassers großes Aufsehen erregt. Es wäre gut, wenn es auch bei uns gelesen und beherzigt würde.

Grant geht mit den heutigen Verhältnissen, wie sie sich in Amerika entwickelt haben, scharf ins Zeug. In einem ersten Teil behandelt er den Zusammenhang von Rasse, Sprache und Nationalität, und bringt da manches träge Wort, das auch für unsere Verhältnisse paßt; so z. B. wenn er von der Demokratie schreibt (S. 20): „Die Ausübung des allgemeinen Wahlrechts bei der demokratischen Regierungsform neigt eher zur Auswahl des Durchschnittsmenschen für Staatsmänner als des durch Geburt, Erziehung und Makellosigkeit Ausgezeichneten. Die endlichen Auswirkungen einer solchen Verwaltungsmethode werden sich ja zeigen, unvermeidlich aber wird sie das Überwiegen der rassistisch niedrigen Typen begünstigen und einen entsprechenden Verlust an Leistungsfähigkeit des Gesamtstaates verursachen. Die Demokratie neigt zur Festlegung des Typus und zur Verminderung des Einflusses des Genies. Eine Mehrheit muß einer auserlesenen Minderheit gegenüber notwendigerweise minderwertig sein und nimmt Besonderheiten, an denen sie nicht teilhaben kann, stets übel auf.“

Trifft das nicht auch für uns zu? Und bedeutet es nicht für den biologischen Kenner längst keine Überraschung mehr, daß ein Proporzparlament qualitativ weit unter jedem Majorzparlament steht, weil eben der Proporz dafür sorgt, daß alle starken Persönlichkeiten raschestens ausgemerzt werden? Grant fährt dann fort (S. 20—21): „In Amerika haben wir die Vernichtung des Vorrechtes der Geburt fast völlig durchgesetzt, d. h. jener geistigen und sittlichen Vorzüge, die ein Mensch von gutem Stamme mit auf die Welt bringt. Nun sind wir dabei, das

*) Madison Grant: Der Untergang der großen Rasse; ins Deutsche übertragen von Rudolf Polland; J. F. Lehmanns Verlag, München, 1925; geh. Mf. 6.—.

Vorrecht des Wohlstandes zu vernichten, das heißt den Lohn für Fleiß und erfolgreiche Verstandestätigkeit, und in einigen Klüngen beginnt sich eine Neigung zu regen, das Vorrecht der Intelligenz anzugreifen, und den Menschen der Vorteile zu berauben, die ihm eine frühzeitige und gebiegene klassische Erziehung verschafft. Die vereinfachte Rechtschreibung ist ein Schritt in dieser Richtung. Unkenntnis der englischen Grammatik oder der klassischen Bildung darf dem politischen oder sozialen Streber beileibe nicht etwa als ein Vorwurf entgegengehalten werden."

Muten einem Satze wie die folgenden nicht an, als ob sie unmittelbar für uns geschrieben worden wären (S. 21—22): „Wahre Adels-herrschaft oder eine wahre Republik bedeuten die Regierung der Weisesten und Besten, die in jeder Bevölkerung stets eine kleine Minderheit bilden. Die menschliche Gesellschaft gleicht einer Schlange, die ihren langen Leib am Boden hinschleppt, ihr Haupt aber immer ein wenig voran und ein wenig über der Erde trägt. Der Fortschritt, den die Menschheit in der Zeit des allgemeinen Stimmrechtes oder der Herrschaft der Mittelmäßigkeit etwa nehmen wird, möge ein weiteres Analogon finden in den Gewohnheiten gewisser Schlangen, die sich seitwärts fortbewegen und das Haupt mit seinem Gehirn und seinen Augen mißachten. Doch sind solche Schlangen nicht wegen ihrer Fähigkeit des raschen Vorwärtstommens berühmt. — Eine wahre Republik, deren Leistung auf der Verwaltung im Interesse des ganzen Gemeinwesens beruht — im Gegensatz zur reinen Demokratie, welche bei genauem Zusehen die Herrschaft des Demos oder einer Mehrheit in ihrem eigenen Interesse bedeutet — sollte sein, und ist auch oft das Mittel zur Auslese der für die praktischen Aufgaben des Regierens durch Abstammung, Charakter und Erziehung am besten Geeigneten, also der Sachverständigen. -- Beim demokratischen System ist diese gesammelte Kraft durch die ganze Masse zerstreut. Sie stellt sicherlich eine gewisse Masse Sauer-teig bei, aber auf dem langen Wege wird die Kraft und Genialität der kleinen Minderheit verstreut, und ihre Wirksamkeit geht verloren. So wird die Vox populi, weit entfernt davon, eine Vox dei zu sein, ein nie endendes Jammern nach Rechten und niemals das hohe Lied der Pflicht.“

Zum Schlußsatz des ersten Kapitels enthalten wir uns, weil er für sich selber spricht, eines weiteren Kommentars: „Mit dieser Entwicklung der Demokratie und dem Übergang der Macht von den höhern zu den niederen Rassen, von den intellektuellen zu den plebejischen Gesellschaftsschichten verknüpft finden wir die Ausbreitung des Sozialismus und das Wiederaufleben veralteter Religionsformen. Obgleich diese Erscheinungen einander zu widersprechen scheinen, sind sie doch in Wahrheit eng verwandt, denn beide bedeuten einen Rückschlag gegenüber dem ausgedehnten Individualismus, der ein Jahrhundert vorher für die Amerikaner so außerordentlich charakteristisch war.“

Weitere Kapitel behandeln in klarer Weise an Hand der Mendelschen Regeln die physischen Grundlagen der Rasse und führen uns in den ganzen, auch dem Laien ohne weitere Vorbildung verständlichen

Fragenkomplex von Körpergröße, Kopfform, Augen- und Haarfarbe, sowie von Rasse und Wohnsitz ein.

Aufschlußreich ist der Abschnitt über den Wettstreit der Rassen. Wir heben daraus zwei heute überaus kühn erscheinende Gedanken hervor, die aber zweifellos einen Kern tiefer Wahrheit enthalten, und die man abermals bei uns etwas beherzigen dürfte (S. 44—45): „Die Gesellschaften für Wohltätigkeit, Nächstenliebe oder Verbreitung der Menschenrechte sollten indessen heutzutage bei ihrem Vorgehen ein klein wenig Vernunft gebrauchen, sonst könnten sie auch weiterhin, wie es früher manchmal der Fall war, der Rasse mehr Schaden zufügen als Pest oder Blattern. — Das einzelne Individuum kann während seiner Lebenszeit von der Allgemeinheit ernährt, erzogen und beschützt werden, aber der Staat muß durch Unfruchtbarmachung dafür sorgen, daß seine Linie mit ihm endet, sonst werden auch künftige Geschlechter mit dem Fluche einer stets wachsenden Last von Opfern einer irrefeleiteten Gefühlsschwärmerei beladen sein. Dies ist eine praktische, schonende und unvermeidliche Lösung der ganzen Frage und kann auf einen immer weiteren Kreis von Gruppen der Gesellschaft ausgedehnt werden, eine Maßregel, die stets beim Verbrecher, Siechen und Geisteskranken zu beginnen hätte und schrittweise auf Formen ausgedehnt werden könnte, die man eher kümmerlinge als Entartete nennen kann, und vielleicht schließlich auch auf wertlose Rassenformen.“

Die Palme unter den Rassen möchte Grant in jeder Beziehung der nordischen reichen. Das ist für uns nun ein Punkt, dem wir nicht in allen Dingen beipflichten können, denn wir glauben die Überzeugung haben zu dürfen, daß auch unsere alpine oder dinarisch-östliche Rasse Kulturgüter hervorgebracht hat, wie die nordische, und daß sie soldatisch von mindestens gleicher Qualität ist.

Von Offenheit und Bekennermut zeugt das Kapitel über „die europäischen Rassen in den Kolonien“, wo man Sätze wie folgende lesen kann (S. 59—60): „Der Hauptfehler, den einige unserer wohlmeinenden Menschenfreunde von heute begehen, ist ihre unbedingte Weigerung, unvermeidlichen Tatsachen ins Auge zu sehen, wenn sie grausam scheinen. — In der Geschichte hat einzig und allein die Rasse der Führer gezählt, und die tatkräftigsten haben die Zügel geführt und werden in dieser oder jener Form die Herrschaft behalten bis zum Ausbruch der Zeit, wo die Demokratie und ihr unehelicher Sprößling, der Sozialismus, endgültig die Rakokratie und Pöbelherrschaft aufrichten und allem Fortschritt ein Ende machen. Die Rettung der Menschheit wird dann in dem zufälligen Überleben einiger gesunder Barbaren liegen, die die Grundwahrheit bewahren könne, daß Ungleichheit und nicht Gleichheit Naturgesetz ist. — Die Unterdrückung der Hungersnöte und Kriege und die Verhinderung des Sklavenhandels sind, obgleich den edelsten Regungen der Menschlichkeit entspringend, selbstmörderisch für die Weißen.“

Amerika erlebt eben das Aufkommen einer zweifellos inferioren Rasse, der Neger, mit dramatischer Eindringlichkeit, und es rächt sich heute, daß 1861/65 wohl die Sklavenfrage, nicht aber die Negerfrage

gelöst worden ist. Draftisch wird dies mit folgenden Sätzen illustriert (S. 67): „Seit den Tagen Roms, Alexandriens, Byzanz' sind die Großstädte stets Versammlungsorte verschiedener Rassen gewesen, aber Newyork ist im Begriffe, eine Cloaca gentium zu werden, aus der viele erstaunliche Rassenbastarde und einige vollkliche Mißgeburten hervorgehen werden, deren Enträtselung aber außerhalb des Vermögens zukünftiger Antropologen sein dürfte. — Das „Überleben des Tüchtigsten“ bedeutet das Überleben des den herrschenden Umweltsbedingungen am besten angepaßten Typus, und diese Umweltsbedingungen sind heute Mietskasernen und Fabrik, so wie sie zur Besiedlungszeit im Roden der Wälder, Bekämpfung der Indianer, Bebauen der Felder und Befahren der sieben Seen bestanden. Vom Rassenstandpunkt aus sollte man besser vom „Überleben der Untüchtigsten“ reden.“

Der zweite Hauptteil des Buches bringt eine übersichtliche Darstellung der menschlichen Rassenentwicklung von der Frühsteinzeit über die Altstein- zur Neustein- und Bronzezeit, ungefähr von 500 000 v. Chr. Geburt bis zur vorgeschichtlichen Zeit 500 v. Christi Geburt, die gewaltigen Wanderungen und Entwicklungen der verschiedenen Rassen darstellend, wobei bei den alpinen Rassen über uns Schweizer folgendes angeführt wird, was aber zweifellos nur zum Teil seine Berechtigung hat (S. 90): „Während die heutigen Schweizer weder groß noch langköpfig sind, wurde in der frühchristlichen Zeit ihr Land von den nordischen Alemannen vollständig erobert, die vom Rheintal einbrachen. Die Abwanderung von Soldaten aus den Urkantonen während des Mittelalters, um als Landsknechte in Italien und Frankreich zu kämpfen, leitete diesen nordischen Bestandteil allmählich ab, bis der Hauptbeweis für sein einstiges Vorhandensein nur noch in der großen Menge Blonder unter den Schweizern zu erblicken ist. Mit dem Verluste dieses Menschenschlages hat die Schweiz aufgehört, eine Gemeinschaft von Kriegerern zu sein.“

Die Rassenverhältnisse in der Schweiz sind derartig eigenartige, daß ich nicht unterlassen möchte, hier einen kurzen Abschnitt aus einem nicht veröffentlichten Werke meines Vaters *) zu publizieren, der die gewünschte Übersicht gibt:

„Einwanderungen in die Schweiz haben seit den letzten germanischen nicht mehr stattgefunden, außer von einzelnen Familien oder Individuen. Die Hunnen, Goten, Sueven, Vandalen haben im 5. und 6. Jahrhundert zwar Einfälle gemacht, aber ohne Wohnsitz zu nehmen. Es ist daher hier der Ort, die ethnographischen Verhältnisse unseres Landes zu besprechen. Prof. Dr. Kollmann hat schon vor einem Vierteljahrhundert statistische Erhebungen über die Farbe der Augen, Haare und Haut bei der schweizerischen Schuljugend (400,000 Individuen) gemacht, auch aus den Nachbarländern liegen solche Studien vor. Er konstatierte drei reine Typen, den blonden, mit hellem Haar, blauen Augen und weißer Haut, rein erhalten in der Schweiz in 11,10 %, — den grauen, mit grau-grünen Augen, blondem Haar und heller Haut in 25,8 %, — und den dunklen mit braunen oder schwarzen Augen, braunen oder schwarzen Haaren und oft brauner Haut in 25,7 %. 37,4 % sind Mischlinge. Im weiteren sind die Schädelformen untersucht worden, wobei sich nach Kollmann und Sagen-

*) Dr. Heinrich Bircher †, Oberst i. G.: Atlas zur Schweizergeschichte.

bach 53 % Kurzköpfe (Brachycephale), 26 % Mittelköpfe (Mesokephale) und 22 % Langköpfe (Dolichocephale) für unsere Generation herausstellten. Das Studium der Schädel aus vergangenen Zeiten hat sodann ergeben, daß der nordische, indogermanische Typus langköpfig, derjenige der ältesten Pfahlbauer und der rätische dagegen kurzköpfig ist.

Nach diesen Erhebungen hätten wir somit drei ethnographische Elemente in der Schweiz. Die Karten von Kollmann nach Kantonen zeigen, daß die dunkle Rasse besonders die Ostschweiz, das alte Rätien, sowie den Jura und die Westschweiz einnimmt, während die Blondenen mehr in der Mittelschweiz vom Rheine an über das ganze Aaretal und Rhonetal hin wohnen. Detailliertere Karten nach Kollmanns Zahlen für die Bezirke ausgerechnet, widersprechen nicht, zeigen aber, daß in diesem kleinen Gebiet die Prozentzahlen sich von 15—44 für die Braunen bewegen. Es stellt sich dabei auch heraus, daß Bünden mit Tessin und Glarus am meisten Braune aufweist. Daneben zeigt sich stellenweise intensives Auftreten der Blondenen, deren Prozente aber nur 2—28 ausmachen. Der graue Typus, welcher in den verschiedenen Gegenden 15—44 % hat, wie der braune, findet seine intensivste Vertretung am Vierwaldstättersee und vom Simmental an gegen den Jura zu.

Nun wurden von meinem Assistenten, Dr. Zbinden, ungefähr 1600 Rekruten und Unteroffiziere, also Erwachsene, untersucht, und zwar an den Orten, welche nach Kollmanns Erhebungen speziell den braunen Typus (Chur und Umgebung), den grauen (Suzern und Unterwalden) und den blauäugigen (Schwyz und Simmental) aufweisen. Dabei kamen die Tabellen für Farbe und Haare und der Augen nach Prof. Martin zur Anwendung, und es wurden auch die Schädel gemessen. Es ergaben sich an den verschiedenen Untersuchungsorten 19—31 % (Mittel 25,6 %) rein Braune, 3—17 % (Mittel 19,2 %) Blonde und 3,7—14,2 % (Mittel 9,3 %) Graue, d. h. Leute mit allen Merkmalen des betreffenden Typus. An Mischlingen hätten wir somit 55 %. Von diesen haben die meisten (38 %) dunkles Haar und graue Augen, dann 15 % dunkles Haar und blaue Augen und nur 2 % blondes Haar und dunkle Augen. Die Mischlinge mit dunklem Haar und blauen oder grauen Augen sind also mit 53 % gegenüber 11 % mit blondem Haar und blauen oder grauen Augen weit im Vorsprung. Das Rassenmerkmal des dunklen Haares tragen somit in der Schweiz 78,6 % und dasjenige des blonden Haares 20 % der Erwachsenen. Das Rassenmerkmal des dunklen Auges zeigen 27,7 %, des blauen Auges 24 % und des grauen Auges 47 %. Das graue Auge, von Virchow als Rassenmerkmal bezeichnet, wird nun aber von vielen Seiten als das Produkt der Mischung von blauen und dunklen angesehen, also nicht als Zeichen reiner Rasse, und es sollten jedenfalls noch weiter eingehende Studien, z. B. Untersuchung der Rekruten eines ganzen Jahrganges, gemacht werden, um zu entscheiden, ob bei uns neben der braunen und blonden Rasse eine grauäugige aus den Mischlingen ausgeschieden werden kann.

Als unzweifelhaftes Merkmal gilt die Kopfform, und zwar für die ältesten Pfahlbauer und die Rätier (alpine) die Kurzköpfigkeit, für die dunkle Mittelmeerrasse und die Blondenen die Langköpfigkeit. Bei der ersten weisen die Bayern aus Altbayern 83 %, die Franzosen aus der Auvergne 88 % und die Tiroler 90 % auf. Bei den Norddeutschen steigt die Prozentzahl der Kurzköpfe auf 40, ebensoviele sind Mittelköpfe und nur 20 % Langköpfe. Die meisten Langköpfe haben unter den lebenden Völkern die Australier und die Eskimos. In der Schweiz haben nun die Messungen von Zbinden an Erwachsenen im Mittel nur 3,6 % Dolichocephale (Langköpfe) neben 38,6 % Mesokephalen (Mittelköpfe) und 57,7 % Brachycephalen (Kurzköpfe) ergeben, und zwar bei den reinen, dunkeläugigen Braunen 59,6 % und bei den reinen, blauäugigen Blondenen 52,6 %. Die Mischlinge haben 59 % Kurzköpfe, Mittelköpfe finden sich 37 % bei den Braunen und Mischlingen, 44 % bei den Blondenen. Die Dolichocephalen machen nur 2—4 % aus. Mögen den Untersuchungen auch noch Fehler anhaften, so steht sicher fest, daß mehr als die Hälfte des Schweizervolkes kurzköpfig ist. Rechnet man aber die Kurzköpfigkeit von 78 Längenbreitenindex an, wie es die französischen For-

scher tun, und nicht erst von 80 an, wie wir es getan, so steigt die Brachycephalie in der Schweiz auf 82 %.

Es scheint somit festzustehen, daß die schweizerische Bevölkerung in der Großzahl brachycephal und mesocephal ist und die Dolichocephalen fast ganz verschwinden. Unter diesen Verhältnissen halte ich es für angezeigt, vorderhand für unser Land nur von zwei ethnographischen Typen zu sprechen, den von Norden und Nordosten her eingewanderten Dolichocephalen und den von Osten her vorgebrungenen Brachycephalen. Diese letztern sind somatisch das stärkste Element gewesen und machen heute als rätische Rasse den größten Teil der schweizerischen Bevölkerung aus. Man hat in Nordamerika (und in England) dieselbe Beobachtung gemacht, trotz viel stärkerer Einwanderung der blonden germanischen Elemente nimmt dort der braune Typus zu. Die Dolichocephalen der Diluvialzeit, die Mittelmeerrasse, dürfen wir wohl füglich übergehen, da ja erst gegen Ende der Eiszeit am Rande der Gletscher in der Schweiz diese Troglodyten auftreten. Neben den Nachkommen der kurzköpfigen Pfahlbauer und Rätier (alpine Rasse), welche im Beginn der jüngern Steinzeit und in der spätern Bronzezeit einwanderten, sind in unserer heutigen Bevölkerung wohl nur noch die langköpfigen Indogermanen (Kelten, Germanen, Alamannen, Burgunder) als nordische Rasse vertreten. Betrachten wir nun den Verlauf der Besiedlung.

Die ältesten Überreste von Menschen in unserem Lande gehören der langköpfigen brünetten Mittelmeerrasse an. Diese mögen am Ende der Eiszeit dem weichenden Gletscher gefolgt sein, sie haben ihre Zeugen in den Gräbern von Chamblandes und in den Höhlen bei Schaffhausen zurückgelassen. Schwerlich wird noch Blut derselben in den Adern des heutigen Volkes fließen.

Die kurzköpfige Rasse ist unter zwei Malen eingewandert. Breitgesichtige Stämme derselben haben 5000 v. Ch. im Beginne der jüngern Steinzeit als die ältesten Pfahlbauer an unsern Seen gewohnt. Wie viel von ihnen noch in der heutigen Bevölkerung lebt, läßt sich zur Zeit nicht bestimmen. Nordische Langköpfe haben dann gegen Ende der Steinzeit zwischen 3500 und 3000 v. Ch. ihnen das Land streitig gemacht und in der ersten Metallzeit jedenfalls das Übergewicht gehabt. Zweifellos haben diese beiden Rassen sich vermischt. Als dann während der spätern Bronzezeit die neue Invasion der kurzköpfigen, langgesichtigen Rätier erfolgte, wurden allmählich die Langköpfe wieder zurückgedrängt. Diese mögen vorübergehend bei ihrer spätern Invasion in den letzten Jahrhunderten v. Ch. die Vorherrschaft erlangt haben, auf die Dauer aber blieben die Kurzköpfigen in der Mehrzahl.

Das Mischvolk der Kurz- und Langköpfe aus der ersten Steinzeit und der ersten Metallzeit hat unter römischer Herrschaft seine Sprache vernachlässigt oder ganz verloren und die römische angenommen, welche als ladinisch und romanisch heute noch in einem Teil Bündens gesprochen wird. In den andern europäischen Ländern, wo der dunkle brachycephale Typus einen Teil des Volkes und zwar oft den größten bildet, spricht dieser heute die bestehende Landessprache, deutsch, französisch, italienisch, englisch u. s. w. Ob im Idiom der Basken, Bretonen, Walliser, Fren und Gälern noch Reste seiner ursprünglichen Sprache enthalten sind, ist nicht bekannt. Von der rätischen Sprache sind nur geringe Überreste erhalten, mehr von der keltischen, welcher sehr viele geographische Namen angehören. Auch die Rätier sprechen heute die Sprache des Landes, in welchem ihre Nachkommen wohnen. Sehr interessant ist das Verhalten der nördlichen Indogermanen oder kurzweg der Germanen in unserem Lande. Im Norden Frankreichs, wo die belgischen Völkerschaften und die Franken und in der romanischen Schweiz, wo die Burgunder und Alamannen einwanderten, sprechen diese Germanen heute französisch. Im größten Teil der Schweiz aber, welcher von den Alamannen besiedelt wurde, haben diese eine gewisse geistige Superiorität erlangt. Obschon sie heute numerisch den geringsten ethnographischen Bestandteil des Volkes ausmachen, haben sie doch seinerzeit dem vorgefundenen rätokeltischen Volk des Hügellandes und den rein erhaltenen Rätiern des Gebirges Sprache, Sitten, politische Einrichtungen, kurz in vielen

Dingen ihre Kultur aufgedrückt. Der Rätier in Bünden, Glarus u. s. w. ist körperlich heute noch mit allen Merkmalen seiner Rasse erhalten, aber in geistiger Beziehung unterscheidet er sich wenig oder gar nicht vom Abkömmling der Alamannen. Dasselbe Verhältnis finden wir in Oberbayern, Salzburg und Tirol.

Während geistig sich die Germanisierung vollzog, gewann die kurzköpfige, dunkle Rasse körperlich so die Oberhand, daß sie heute in mehr als 20 % derselben rein erhalten ist, auch die Mischlinge neigen in den Rassemerkmalen viel mehr ihr zu, als den blonden Langköpfen. Unsere Bevölkerung ist so sehr rätisch geworden, daß man Mühe hat, einen reinen Germanen mit Langkopf, blondem Haar und blauen Augen zu finden. Der germanische Niklaus L. stammt aus einer Mischehe, aus welcher er offenbar von der Mutter die Rasse und vom Vater den Namen erhielt. Von seinen eigenen Kindern und einer reinen Rätierin sind die Mehrzahl rein rätischer Rasse, zwei Kinder sind Germanen mit blondem Haar und blauen Augen, ein anderes Mischling. Die Schädelform ist aber bei allen brachykephal mit 88 Längenbreitenindex.

Die Beherrschung unseres Landes als Kolonie durch die Römer während 400 Jahren hat in der ethnographischen Zusammensetzung nichts geändert. Es hat, wie früher bemerkt wurde, keine eigentliche Besiedelung durch die Römer stattgefunden, nur eine Auszugaugung durch Beamte und Soldaten. Vor dem Alamanneneinzug hat der größte Teil der Römer das Land verlassen und in der Westschweiz römische Kultur mit Sprache, politischen Einrichtungen und Gesetzgebung hinterlassen, dort, wo auch die germanischen Ansiedler bald romanisiert wurden und zwar viel rascher als die Germanisierung im übrigen Teile der Schweiz erfolgte. Der größte Teil der Schweiz ist deutsch geworden und hat Jahrhunderte lang das Schicksal des Deutschen Reiches geteilt. Von der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung aus verschiedenen alten Stämmen legen heute noch die Wohnungen Zeugnis ab, deutlich unterscheiden sich die rätischen, die keltoromanischen und die alamannischen Häuser voneinander. Es wird nicht mehr lange gehen, so fallen auch diese Zeugen einer vergangenen Zeit dem nivellierenden Zuge der heutigen zum Opfer. . .“

Wir glauben dem beifügen zu dürfen, daß die ethnologische Grundlage unseres Volkes, bei allen Fehlern und Mängeln, die ihm sonst anhaften, als eine sehr gute bezeichnet werden kann, vorausgesetzt, daß wir nicht in absehbarer Zeit durch allzustarke Vermischung mit dem fremden Blut anderer inferiorerer Rassen aus den Ostgebieten der Rassendegeneration anheimfallen, wozu heute unzweifelhaft eine gewisse Gefahr besteht.

Güd-Tirol.

Von Felix Kraus, Villach.

Die österreichische Abwehrfront verlief in Tirol bis zum Kriegsende im wesentlichen längs der Reichsgrenze, ohne daß es den Italienern je gelungen wäre, in Kerngebiete des Landes einzudringen oder deutschen Siedlungsboden zu erreichen. Erst der Waffenstillstand öffnete den italienischen Truppen das Etschtal und die Pässe zum Einmarsch in das deutsche Gebiet. Nicht die überlegene militärische Kraft, sondern Vertragsrechte sicherten den langsam vorrückenden Truppen den Weg bis zum Brenner. An diese Tatsache muß erinnert werden, weil der Kult